

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 31 (1905)
Heft: 42

Artikel: Das dümmste Pech
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-439756>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom politischen Farbenspiel und unpolitischen Regenbogen.

Es heißt allezeit im Leben: man müsse Farbe bekennen; aber in der Regel hatte es der stets teuer zu bezahlen, der sich an das Sprüchlein gehalten hat. Die Staaten selber tun es am allerwenigsten; sie versichern einander der ewigen Freundschaft und sind am perfidesten, wenn sie am schönsten lügen. — Nicht vergebens haben die Fürsten einen ganzen Massenverlag von Uniformen, ziehen bald einen gelben Dragoner, bald einen blauen Grenadier, bald einen roten, bald einen schwarzen Husaren an, bayrisch, preussisch, englisch, portugiesisch — nur in der nackten Gottentottenuniform ist noch keiner aufgetreten, wiewohl jeder ein afrikanischer Landesvater sein will. Der deutsche Kaiser, als Mann des Friedens, hat aber für die Offiziersmäntel eine blaviolettgraurotliche Farbe erfunden, die sich sehr malerisch ausnimmt, auch soll sie sehr subtil sein und dürfte nach einem großen Feldzuge ganz anders aussehen, als nach einer Sonntagvormittag-Wachtparade. Ueber den strategischen Wert der roten und blauen Husaren mit ihrer knapp anliegenden Heldenhüftenhülle muß man die Ladenmädchen in den Berliner Konditoreien fragen, die mehr von der höhern Kriegskunst verstehen, als wir mit unsern abgedroschenen Landwehrbrüden.

Wenn Einer die Selbstsucht kriegt vor Aerger, so hat er Farbe bekannt, und wenn einer freidebleich wird vor Seerkrankheit, so ist es ihm auch nicht mehr um's Lügen. — In Rußland, wo das Farbebekennen so wieso mit „Sibirien“ bestraft wird, haut man die Leute so lange mit der Knute, bis es ihnen schwarz wird vor den Augen und braun und blau wo sie gestempelt wurden.

Auch geographische Farbenlügen gibt es; Grün- oder Grönland ist weiß, Graubünden aber und der Weizenstein schön grün, dagegen ist die schöne blaue Donau vom Sonntag Morgen bis am Samstag Abend und von Schwabenulm bis ins schwarze Meer, welches blau ist, aufrichtig — lehmgelb.

Unter gelb und schwarz verstand man früher Oesterreich, wobei man sich leicht vorstellen kann, daß nicht die lustigen Wiener und die braven Tyroler, sondern die unlustigen und unbraven Jesuiten und Metternich-

brüder unter Schwarz zu verstehen sind. Jetzt ist Oesterreich ziemlich in den Hintergrund getreten, außer wenn sie im Reichstag einander Tinten-fässer an den Kopf schmeißen.

Unter der schwarzen und gelben Gefahr versteht man dormalen die Negor und Mongolen, vor denen London, Berlin und Petersburg zittern und sogar der treue Knecht Fridolin in Brüssel, sofern ihm seine Tänzerin Zeit läßt dazu! So kommt es halt, wenn man die Wacht am Rhein zu hinterst in Kamerun singt und noch dazu den leken Kapellmeister auswählt und wenn man die notwendig gewordene moskowitzsche Staatsrevision in der Wandschürei und unter den Scheinwerfern des Stillen Meeres besorgen will, statt daheim vor den Augen des Volkes. Soviel ist gewiß, daß nach marinen Gebräuchen die gelbe Flagge bezeichnen will: Pest an Bord!

Die berühmte Stadt Basel hat drei Frömmigkeitsperioden, die aber manchmal durch gottlose Unfrömmigkeit und unfrome Gottlosigkeit unterbrochen wurden. Einst in der römisch-katholischen Periode, die den guten Leuten hie und da einen Fluch eintrug, nahmen sich die Basler recht zusammen und wurden wieder recht römisch-fromm, so daß ihnen (klingende Münze war auch im Spiel) das Recht eingeräumt wurde, den schwarzen Baslerstab goldgelb zu färben. Halleluja! Später kamen sie wieder zu sich und haben in der zweiten Frömmigkeitsperiode, der protestantischen, den schwarzen Stab wieder in Gnaden angenommen. Wie es in der dritten, der israelitischen Periode, aussehen wird, ist noch ungewiß.

Clair obscur oder Grau in grau, wie es in der Kunstsprache heißt, wäre eigentlich die richtige Bezeichnung für das politische Farbenspiel, wo jeder sich bemüht, noch grauer als der andere zu sein und doch keiner Gelb heißen will. — Da muß man sich halt die gute alte Zeit loben vor dem terreur rouge und dem noch ärgeren terreur blanche, wo uns ein fanariengelber Postillon die Fahrt durchs Leben blies und ein dunkelblauer Nachtwächter die Stunden der Ruhe wehmütig-frohmutig vortutete. — Der Regenbogen mit den sieben reinen Farben aber ist so überirdisch, daß sie nicht einmal im Züricher Landesmuseum ein Gütterlein davon haben.

Belehrungsbeglückte Zuhörer!



Es tönt heute antimilitarisch! Diejenigen Leute, die den undankbaren Beruf sich auf den Rücken binden, Soldaten zu drillen, dürften sich eigentlich den schönen Namen Drilllinge beilegen, und wirklich haben sie eine dreifache Aufgabe zu erfüllen den witzbegierigen Rekruten gegenüber. Erstens sollen die Siegerfesslinge lernen, wie man schrittlich und schnell läuft; zweitens wie man im Arrest still und vergnügt sitzt, und drittens wie ein erschossener Soldat anständig auf dem Felde liegt. — Namentlich des letzten Punktes wegen, der eine ziemlich heikle Aufgabe stellt, sträuben sich lebenslustige Jünglinge, mitzumachen und werden „Anti“. — Ein solcher Antist denkt folgerichtig: Im Vaterland sterben ist nicht leicht zu umgehen, aber für das Vaterland sterben ist ganz unerfreulich, umständlich und geschieht niemals ohne Kostenfolgen. Der „Anti“ hat einiges für sich und anderes gegen sich. Diese Für und Gegen Ihnen zu erläutern, fühle ich mich entflammt und spreche wie folgt.

Erstens „Für“. Wenn keine Soldaten da sind, hat der Pöbel keinen Gegner, um sich zu empören, hat keine Gelegenheit und Veranlassung zum Bariladenbau und Bombenwurf, und alles geht, links und rechts, friedlich seiner Wege. Wenn die Schweiz keine Soldaten hat, kann uns ja niemand den Krieg erklären; wir können und werden nicht mitmachen — und der Kriegserklärung wird sich überrascht in die Seele hinein schämen. Er kann den Frieden nicht brechen, weil nichts da ist zum Brechen und keine feindlichen Uniformen zu finden sind. Ist kein Militär da, können hiezu nötige Arrestlokale für übrige Spitzbuben benützt werden usw.

Zweitens „Dagegen“. Ich möchte fragen: Was ist die Welt ohne Oberst und Major und namentlich ohne „Leutnant“? Unter diesen Umständen würde sich ganz sicher das schönere Geschlecht selber bewaffnen und wir hätten mit suchtbaren Kriegsheuten zu tun, — ihre Jungennabelgehähre sind ja bekannt und ihre Treffsicherheit unübertrefflich. Schließlich würden sich bei Militärabschaffung die Bürger dennoch heimlich bewaffnen, wo dann Richter und Advokaten verhungern müßten, weil überall kurzer Prozeß gemacht würde usw. — Werte Zuhörer! wir bleiben neutral, suchen Mittelwege und wünschen uns gegenseitig guten Abend usw.

Splitter.

Die „antimilitaristische Propaganda“ ist die Faust auf das Auge der Friedensbewegung.

Staatsdruckereien-Druck.

Trifft es endlich wirklich ein, daß der Staat will Drucker sein? Ja der Staat will selber drucken; and're Drucker haben Mucken. Der Privat ja nie versteht, daß die Arbeit leichter geht. Wenn er mit den Druckerwaffen selten etwas hat zu schaffen. Wenn er wenig Bagen zählt wird der Rechner nicht gequält. Und dann ist bei Steuerqualen immer weniger zu zahlen, Und dann hungert mit Verstand der Privat für's Vaterland. Tönt es nicht viel schöner „staatl.“ als so würdelos „privatl.“?!

Herren Pfarrer haben auch in Bern Die verwünschte Wegwahl gar nicht gern, Wollen unzufried'ne Rotten Gleich den Lehrern boykotten. Solches macht mir aber länger, Lehrer hält man etwa länger; Und es könnte sich ergeben, Und man könnte dann erleben, Daß ein Lehrer wieder fester bleibt, Wenn die Wahl den Pfarrer weiter treibt.

Schweizerische Spinnradgeschenke.

Ich armes, altes Spinnrad stand verlassen in der Kumpelkammer; Nun schickt man uns ins Burenland und endet unsern Bangweiljammer. Die Buren nämlich sind so klug und wollen künftig fleißig spinnen; Die Britten haben's auf dem Zug und sind gewungen, nachzusinnen. Sie fragen sich: „Was wird wohl jetzt zum Schaden Englands ausge-sponnen?“

„Wird uns're Majestät verlegt, wer Teufel bringt es an die Sonnen?“ „Das Rad erzählt und stupst und mahnt, kann spühlen wie die Ragen, „Und wie der Unterdrückte tut, von Recht und Freiheit schwagen.“ Die Britten werden, denk ich wohl, das Spinnrad kaufen oder mieten, Und überhaupt den Spinngrampol den Buren streng verbieten.

Das dümmste Pech.

Franz Josef hat in ziemlichlicher Selbsterkenntnis von sich gesagt: „Ich bin ein Pechvogel!“

Wenn er aber gegen seine Natur der Sache radikal auf den Grund gegangen wäre — daß Pfaffen die Ursache seines Peches waren — hätte er in ganzer Selbsterkenntnis müssen hinzusetzen: — und sogar ein Schwarzpech-Vogel! . . .